

Ueber

Herkunft und Sprache der transgangetischen Völker.

Festrede

zur

Vorfeier des Allerhöchsten Geburts- und Namensfestes
Seiner Majestät des Königs Ludwig II.

gehalten in der

öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu München

am 25. Juli 1881

von

Ernst Kuhn

a. o. Mitglied der philos. - philol. Classe.

München 1883.

Im Verlage der k. b. Akademie.

Ueber
Herkunft und Sprache der transgangetischen Völker.

Festrede
zur
Vorfeier des Allerhöchsten Geburts- und Namensfestes
Seiner Majestät des Königs Ludwig II.

gehalten in der
öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu München

am 25. Juli 1881

von

Ernst Kuhn
a. o. Mitglied der philos.- philol. Classe.

München 1883.
Im Verlage der k. b. Akademie.

Das Studium der Sanskrit-Sprache, obgleich für immer Ausgangs- und Mittelpunkt der gesammten indischen Philologie, ist doch längst nicht mehr das einzige Feld lohnender Thätigkeit auf diesem weiten Gebiete. Neben ihm hat sich die Beschäftigung mit den Volkssprachen des arischen Indiens älterer und neuerer Zeit wie mit den stammfremden Sprachen der südlichen Halbinsel zu immer grösserer Selbständigkeit herangebildet und der weitgreifende Einfluss, den indische Religion und Cultur auf die verschiedensten Gegenden Ostasiens ausgeübt hat, hat die Forschung über die Grenzen Indiens vollends hinausgeführt und ihr eine gewisse Kenntnissnahme der so beeinflussten Nachbarländer zur unerlässlichen Pflicht gemacht. Ganz besonders gilt das für Tibet und Hinterindien, deren Schriftthum und ganze höhere Bildung den Stempel indischen Ursprungs deutlich erkennbar an sich trägt und schon vielfach zur Ergänzung des aus rein indischer Quelle geschöpften willkommene Beiträge geliefert hat. Wer aber bei der blossen Einsicht von der Uebertragung indischer Cultur in diese Länder nicht stehen bleiben will, wird nothwendig veranlasst, auch dem einheimischen Substrat derselben, in erster Linie den hier gesprochenen Sprachen näher zu treten. Und er wird diesen Schritt auf eine ganz neue Bahn nicht zu bereuen haben. Denn die transgangesischen Sprachen — um mit diesem den classischen Geographen entlehnten, allerdings auf irrthümlicher Anschauung beruhenden Ausdrucke die in Betracht kommenden Idiome Tibets und der Himälaya-Länder auf der einen, Hinterindiens auf der anderen Seite zu einer Einheit zusammenzufassen — gewähren nicht

nur über die vorhistorische Periode dieses Theils von Ostasien authentische Aufschlüsse, sondern stellen auch in ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit eines der interessantesten linguistischen Probleme, dessen Lösung für die Geschichte der menschlichen Sprache überhaupt nicht ohne Wichtigkeit ist.

Es mag zunächst gestattet sein, an der Hand der geschichtlichen Traditionen unter gleichzeitiger Erwägung der geographischen Momente die gegenseitigen Beziehungen der fraglichen Völker thunlichst in's Klare zu stellen. „In einem so bestimmt in Flussgebiete und Bergsysteme gegliederten Lande, wie Hinterindien“, sagt Adolf Bastian, „nehmen die am spätesten eingetretenen Eroberer die fruchtbaren Thäler längs der Stromufer ein, wogegen sich die Hügel mit einem Gemisch wilder Stämme füllen werden, die wir Eingeborene nennen, wenn sie in der Vergleichung als die ältesten erscheinen, die aber vorwiegend aus den in Barbarei zurückgesunkenen Resten früherer Culturstaaten bestehen. Gleich Vorderindien bildet die hinterindische Halbinsel die in das südliche Meer auslaufende Abdachung des schneeigen Massengebirges, um das sich der asiatische Continent gruppirt, und wie jenes, ist auch die letztere beständig durch die zersprengten Flüchtlinge der das Innere des Welttheils bewegenden Revolutionen bevölkert worden.“¹⁾ Nach diesen Worten des verdienten Reisenden muss der grösste Theil der hinterindischen Bevölkerung, von Norden her einwandernd, die grossen Ströme Irawadi, Salwèn, Menam und Mekhong herabgekommen sein. In den unzugänglichen Gebirgen des Inneren und fügen wir sogleich hinzu am äussersten Küstensaume müssen wir erwarten, die Reste einer älteren Bevölkerung vorzufinden. Diese Annahme wird durch die historische Tradition der fünf staatenbildenden Nationen der Halbinsel, der Mon (Peguaner), Khmer (Kambodscha) und Annamiten auf der einen, der Barmanen und Siamesen auf der anderen Seite durchaus bestätigt. Eine der ältesten Städte der Peguaner lag zwischen dem heutigen Amherst und Tavoy, also an der langgestreckten Küste südlich von Martaban, welche heutzutage die britische Provinz Tenasserim bildet;

erst aus jenen Gegenden wanderten sie in das Delta der Irawadi, welches auch die einheimischen Traditionen als junges Alluvialland bezeichnen, hier bald mit den Barmanen zusammentreffend, deren älteste Geschichte in das obere Becken der Irawadi verlegt wird und den Lauf des Flusses zu den späteren Hauptstädten Pagan und Prome herabsteigt.²⁾ Unter den Nachbarn der Barmanen besitzen die Karen eine alte Sage von Einwanderung aus dem Norden, die an den Oberlauf des Yang-tsi-kiang im chinesischen Yün-nan zurückzuweisen scheint.³⁾ Die Siamesen sind nur ein Zweig des grossen Tai-Volkes, dessen Stämme als Lao und Shan das ganze mittlere Hinterindien, den Osten von Barma und einen Theil von Yün-nan in unbestrittenem Besitz haben; nach Süden ziehend gerieth derselbe bald unter die Botmässigkeit der seit alter Zeit nordwestlich von den Mekhong-Mündungen bis mindestens an den Menam hin ansässigen Kambodscha, bis angeblich König Phra Ruang im Jahre 1000 nach Buddha das Joch der Fremdherrschaft abschüttelte und damit seinem Stamme vor allen übrigen Tai-Stämmen bleibenden Vorrang begründete.⁴⁾ Die Annamiten finden wir schon ziemlich früh — ohne mehr als äussere Beziehungen zu den benachbarten Tai und Barma — an der Ostküste, deren südlichen Theil sie allerdings erst den Tschampa abgewinnen mussten, welche nach der Sprache ihrer gegenwärtigen Nachkommen zu urtheilen dem malaiischen Stamme zugezählt werden müssen.⁵⁾ So stehen Peguanern, Kambodscha und Annamiten die Tai- und Barma-Völker offenbar als später eingewanderte gegenüber und ihre nach Nordenweisenden Traditionen finden darin eine willkommene Bestätigung, dass die südwestlichen Provinzen Chinas, wie Kuei-tscheu und Yün-nan zu einem nicht geringen Theile von unleugbar verwandten Stämmen besetzt sind.⁶⁾ Direct nördlich von Yün-nan haben wir dann die Ursitze des tibetischen Volkes zu suchen. Dort nämlich kennen die griechischen Geographen das Volk der *Baŭtai*, d. h. der Bhota, Bod oder Tibeter; der offenbar nach dem Volke benannte Fluss *Βαύτις* ist kein anderer als der obere Hoàng-hô und an einen Zufluss der oberen Yang-tsi-kiang, den Yar-lung,

verlegt die einheimische Sage den Sitz des ältesten nationalen Königthums.⁷⁾ Nordöstlich von diesen Ursitzen der Tibeter endlich erkennen wir in dem Gebiete um den mittleren Hoàng-hô den Schauplatz der ältesten chinesischen Geschichte.⁸⁾ So treffen Hinterindier, Tibeter und Chinesen im westlichen China in faktischer Berührung zusammen und es entsteht die Frage, ob wir auch berechtigt sind, sprachliche Verwandtschaft derselben mit einiger Sicherheit anzunehmen. Skizziren wir für diesen Zweck in Kürze den Entwicklungsgang, welchen das Studium der transgangetischen Sprachen genommen hat.

Da ist aus früherer Zeit zunächst nicht all zu viel zu vermelden. Zwar hat das Zeitalter der Entdeckungen auf der hinterindischen Halbinsel mindestens eben so nahe Berührungen der europäischen Welt mit asiatischem Wesen eingeleitet als in Vorderindien. Europäer haben in den politischen Verhältnissen der dortigen Reiche zu wiederholten Malen eine hervorragende Rolle gespielt und römische Missionäre frühzeitig in Hinterindien nicht unbedeutende Erfolge erzielt, geringere in Tibet, welches im Jahre 1624 der Jesuit Antonio Andrada nach den grossen Reisenden des Mittelalters zuerst wieder betrat. Bei all dem kam die europäische Wissenschaft in Kenntniss der Sprachen wenig weiter. Eine gründlichere Bearbeitung in grammatischer und lexicalischer Hinsicht erfuhr nur das Annamitische durch zwei 1651 publicirte Werke des Jesuiten Alexandre de Rhodes. Mit dem Barmanischen wussten die Sendlinge der Propaganda genügend Bescheid, wie mehrere Uebersetzungen religiöser Texte in diese Sprache beweisen; das einzige mehr wissenschaftliche Werk über dieselbe, ein sogenanntes Alphabetum, ist jedoch ziemlich unzureichend. Für das Siamesische vollends ist nur des kurzen Abrisses der Sprache zu gedenken, welchen de La Loubère, der Gesandte Ludwigs XIV. an den König von Siam, dem zweiten Bande seiner im Jahre 1691 erschienenen Reisebeschreibung einverleibt hat. Auch das Tibetische hatte nur ein Alphabetum aufzuweisen, welches allerdings in seiner Einleitung encyclopädisch alles zusammenfasst, was

man damals von Tibet wusste. Seine wahre Begründung erhielt auch das Studium der transgangetischen Sprachen erst, nachdem die Engländer in Indien festen Fuss gefasst hatten. Die Asiatick Researches, das Organ der asiatischen Gesellschaft von Bengalen, brachten die ersten zuverlässigeren Nachrichten, insbesondere in einer 1808 erschienenen Abhandlung des Dr. J. Leyden den anerkennenswerthen Versuch einer Gesamtübersicht von Sprache und Literatur der Hauptvölker Hinterindiens und des indischen Archipels. Englische Beamte und amerikanische Missionäre haben seitdem gewetteifert, uns mit den verschiedenen hinterindischen Dialekten bekannt zu machen und manche früher nie geschriebene Mundart hat sich durch die Bemühungen der letzteren zu einer Art Schriftsprache emporgeschwungen, in welcher die Lehren des Christenthums und Elemente europäischer Wissenschaft einen Ausdruck gefunden haben. Ein unternehmender Ungar, Alexander Csoma von Kőrös in Siebenbürgen, der ursprünglich den Verwandten seines Volkes im inneren Asien nachspüren wollte, ward in den dreissiger Jahren der eigentliche Begründer des tibetischen Sprachstudiums, während seit 1828 die Erforschung der Himälaya-Dialekte durch den Engländer Hodgson in Angriff genommen wurde. Etwas über zwanzig Jahre später hat sich der Franzose Pallegoix, apostolischer Vikar für Siam, um die Sprache dieses Landes bleibende Verdienste erworben und seit nach einem siegreichen Kriege mit Annam Frankreich einen Theil Cochinchinas dauernd besetzte, haben sich noch mehrere seiner Landsleute durch Bearbeitung der Sprachen von Annam und Kambodscha um dieses Forschungsgebiet verdient gemacht. Die fünfziger Jahre brachten endlich auch zwei Versuche einer Classification der bis dahin bekannt gewordenen Dialekte, von Max Müller in seinem Letter to Chevalier Bunsen, on the Classification of the Turanian Languages und von J. R. Logan in einer Reihe umfangreicher Abhandlungen in mehreren Jahrgängen des von ihm herausgegebenen Journal of the Indian Archipelago and Eastern Asia.⁹⁾

In der That können aus dem nunmehr zur Verfügung stehenden

Material die Grundlagen einer wissenschaftlichen Classification gewonnen werden. Mit voller Evidenz ergeben sich zwei Hauptgruppen von Sprachen, die sich, trotz gemeinsamer Eigenthümlichkeiten in lautlicher wie grammatischer Hinsicht, als ursprünglich grundverschieden herausstellen dürften: auf der einen Seite die Sprachen von Annam, Kambodscha und Pegu,¹⁰⁾ auf der anderen ein weit umfassenderer Complex, der fast alle übrigen Sprachen der Halbinsel mit denen von China und Tibet zu einer Einheit zusammenschliesst. Die sprachlichen Thatfachen stimmen, wie man sieht, mit den vorher gewonnenen historischen Ergebnissen vollkommen überein.

Annamiten, Kambodscha und Peguaner sind also die Aboriginer, mindestens die älteren Bewohner der Halbinsel, welche von den nördlichen Eindringlingen bis an die Meeresküsten zurückgedrängt wurden. Jene Eindringlinge müssen ebenso wie die Tibeter ursprünglich auf dem Boden des westlichen China sesshaft gedacht werden. Die wachsende Ausdehnung der unter fester Staatsautorität früh geeinigten Chinesen veranlasste ihre Wanderungen nach Süden und Westen, denen durch die Flussläufe eine bestimmte Bahn vorgezeichnet war. Da der Weg nach Annam offenbar schon durch die Chinesen abgeschnitten war, blieb dieses zunächst völlig verschont; um so stärker ergoss sich der Strom der Einwanderung in die mittleren und westlichen Gebiete der vorgelegenen Halbinsel. Die Tibeter sind dann den Ya-ru-tsang-po, den grossen Strom Tibets, welcher bekanntlich mit dem Oberlaufe des Brahmaputra identisch ist, hinaufgezogen. Einige kleinere Stämme haben von Norden her den Kamm des Himalaya überschritten und sich an den Südabhängen desselben angesiedelt, wo sie vielfach mit nahen Verwandten, die wohl den Brahmaputra hinabgezogen waren, wieder zusammentrafen. Die Sprachen dieses ganzen gewaltigen Völkercomplexes mit Einschluss der Bewohner Chinas sondern sich wiederum deutlich in zwei Hauptabtheilungen, eine östliche mit Chinesen und Tai oder Siamesen und eine westliche mit Tibetern und Barmanen, von denen letztere im ganzen die alterthümlichere zu sein scheint. Die Tai-Sprachen zeigen eine schon

von den ersten Beobachtern richtig hervorgehobene Gleichmässigkeit, eine unitarische Tendenz gegenüber der reichen Mannigfaltigkeit auf tibeto-barmanischem Gebiete; ihren geographischen Zusammenhang mit den südchinesischen Mundarten vermitteln die Dialekte, welche von einigen Stämmen der sogenannten Miao-tsi in der Provinz Kueitscheu gesprochen werden. Bedeutende Schwierigkeiten stellen sich einer genaueren Classification der westlichen Abtheilung entgegen. Die Sprachen des Himälaja scheinen sich im allgemeinen mehr dem Tibetischen, die an der Ostgrenze des britischen Indiens, in Asam, Manipur u. s. w. mehr dem Barmanischen anzuschliessen; daneben findet sich übereinstimmendes zwischen geographisch weit getrennten Dialekten, während nahe benachbarte in der auffälligsten Weise von einander abweichen. Letzteres mag wie die charakteristischen Eigenthümlichkeiten, welche einzelne Gruppen, z. B. die Dialekte der Karen, fest zusammenschliessen, durch Einflüsse stammfremder Sprachen bedingt sein. Denn zwei offenbare Aboriginerstämme finden wir in Asam und Barma mitten unter die anderweitige Bevölkerung eingesprengt, die Khasi und Paloung. Ob diese beiden, auf welche wir übrigens im weiteren Verlaufe nicht näher eingehen werden, unter sich resp. mit den Völkern des Südens zusammenhängen, ist einstweilen mehr als fraglich; sie können ebenso gut Reste selbständiger Völker sein. Sonst erweisen sich in ganz Hinterindien die wilden Gebirgsstämme als nächste Verwandte ihrer civilisirteren Nachbarn, sei es, dass sie an deren Fortschritten überhaupt keinen Antheil genommen haben, sei es, dass sie von höherer Culturstufe durch ungünstige Verhältnisse herabgesunken sind.

Welches sind nun die Haupteigenthümlichkeiten der erwähnten Sprachen, auf welchen Kriterien beruht die Annahme ihrer gegenseitigen Verwandtschaft oder Nichtverwandtschaft? Der nördliche wie der südliche Sprachstamm sind in ihrer uns vorliegenden Beschaffenheit phonetisch durch die Einsilbigkeit ihrer Grundwörter, morphologisch durch den Mangel grammatischer Formenbildung, welche in erster Linie durch eine fest geregelte Wortstellung ersetzt

wird, gleichmässig charakterisirt. Aber es ist klar, dass diese Gemeinsamkeit zweier allerdings wichtiger Principien eine materielle Verschiedenheit der Sprachelemente keineswegs ausschliesst.¹¹⁾ Die Verschiedenheit des südlichen Stammes vom nördlichen ergibt sich schon mit voller Evidenz aus der absoluten Unvereinbarkeit ihrer Zahlwörter, während deren Identität innerhalb der beiderseitigen Stämme für die Sprachen von Tibet, Barma, Siam und China auf der einen, für die von Pegu, Kambodscha und Annam auf der anderen Seite gemeinschaftlichen Ursprung mit Sicherheit voraussetzen lässt. Alle unbefangenen Beurtheiler dürften heutzutage in dieser Ansicht übereinkommen. Dennoch ist ein systematischer Nachweis selbst für den am besten bekannten nördlichen Stamm noch kaum in Angriff genommen. Freilich stellen sich einer durchgreifenden Vergleichung Schwierigkeiten entgegen, die erst sehr allmählich beseitigt werden können. Manche vorhandene Uebereinstimmung kann durch das von der Einsilbigkeit mehrfach begünstigte Eintreten von Umschreibungen oder Synonymen verwischt worden sein; ferner wird der Habitus eines einsilbigen Wortes durch die den Wandel der Dialekte bedingenden Lautgesetze natürlich viel gründlicher umgestaltet als der eines mehrsilbigen, zumal wir auf manchen in anderen Sprachstämmen unerhörten Lautübergang wie von r in h, von l in Zischlaute und damit auf manche gewaltsame Zerrüttung des älteren lautlichen Organismus gefasst sein müssen. Trotzdem lässt sich schon jetzt eine stattliche Reihe von Wörtern zusammenstellen, in denen auch die entferntesten Glieder des nördlichen Stammes deutlich übereinstimmen. Neben dieser bei genauerer Analyse immer deutlicher sich herausstellenden lexicalischen Verwandtschaft ist die Verschiedenheit der Wortstellung und des syntaktischen Baues, welche hier die Hauptaufgaben der gesamten Grammatik zu erfüllen haben, um so auffallender.

Zunächst ist das für diese Sprachen charakteristische Princip der Syntax, welches man das isolirende genannt hat, da unveränderliche Elemente unvermittelt festen Stellungsgesetzen gemäss zum Satze zusammengefügt werden, nicht überall mit gleicher Consequenz durch-

geführt, am consequentesten im Chinesischen und Tai, weniger im Barmanischen und Tibetischen, welche beide von verbindenden und verdeutlichenden Hilfswörtern ausgiebigeren Gebrauch machen, während einige Himâlaya-Dialekte auf diesem Wege sogar zu ziemlich umständlichen grammatischen Systemen fortgeschritten sind. Dazu sind die Gesetze der Wortstellung in den einzelnen Sprachen keineswegs dieselben. So gilt im Chinesischen die Reihenfolge: Subject, Prädicat, indirectes Object, directes Object und das bestimmende Wort (der Genitiv) steht vor dem bestimmten, woran auch das Hinzutreten der Genitivpartikel *čī* (ursprünglich, wie es scheint, mit dem gleichlautenden Pronomen der dritten Person identisch) nichts ändert. Es heisst also: *lù kiün ssč čī yük huân* „der Fürst von Lu verehrte ihm einen Jadering“ (wörtlich: Lu Fürst verehren ihm Jadering) und ebenso: *füñ čī tsč* „die Herkunft des Windes“ (wörtlicher etwa: dem Wind seine Herkunft, so dass eigentlich *čī* selbst als Genitiv fungiert). Ebenso sagt man im Shan: *man pan kow-khah ngeün eü* „er gibt mir Geld“ (wörtlich etwa: er gebend mir [kow-khah zusammengesetztes Pronomen] Geld ist [„eü is the colloquial verbal assertive affix, showing the completion of sentence“]), aber mit der Dativpartikel *hang*: *kön nai hit li hang kow-khah eü* „dieser Mann thut mir gutes“ (wörtlich: Mann dieser thuend gutes an - mir ist) und in der Genitivconstruction immer: *meüñg tai* „das Land der Tai.“¹²⁾ Im Barmanischen dagegen stimmt zwar die Art der Genitivconstruction mit dem Chinesischen, aber das Object steht vor dem Verbum, welches seinerseits wie im Shan noch durch ein nachgesetztes Element (dem Augenschein nach mit dem Pronomen demonstrativum identisch) besonders charakterisirt ist, welches gleichzeitig auch dem Subjecte nachgesetzt zu werden pflegt: *lû sañ nâ kui sakrà pè sañ* „der Mann gibt mir Zucker“ (wörtlich etwa: Mann der mir-zu Zucker gebend ist). Aehnlich im Tibetischen: *šin gi sdoñ* „Der Stamm des Baumes“ (wörtlich: arboris truncus) und: *ña ni de mi šes so* „ich weiss es nicht“ (wörtlich: ich eben [ni hebt das Subject hervor] dieses nicht wissend bin [so nach s für 'o, eine Partikel, welche dem Präsens

nachgesetzt zu werden pflegt und wohl dem obigen eü des Shan, sañ des Barmanischen zu vergleichen ist.])

Begriffe wie der der Mehrheit, Vergangenheit u. ä. müssen im Chinesischen, wo das isolirende Princip auf die Spitze getrieben wird, gewöhnlich aus dem Zusammenhange entnommen werden. Zum Ausdruck und zwar durch Wörter wie viel, beendigt u. ä., also in durchaus materieller Weise, kommen sie nur da, wo ein Missverständniss vermieden oder ein besonderer Nachdruck auf sie gelegt werden soll. Am nächsten steht hier dem Chinesischen das Siamesische, während solche Begriffe in den anderen Sprachen grössesten Theils nicht unausgedrückt bleiben dürfen. Im Chinesischen bedeutet auch ein Wort wie tá je nach seiner Stellung im Satze „gross“, „Grösse“, „sehr“, „vergrössern“, während freilich andere Wörter ihrer Natur nach auf nominalen oder verbalen Charakter beschränkt bleiben. Ansätze zu speciellerer Scheidung der Redetheile finden sich freilich auch im Chinesischen und in grösserer Zahl in den übrigen Sprachen, welche durch Hilfsörter mit der ursprünglichen Bedeutung „Sache“, „Geschäft“, „haben“ u. s. w. die Kategorien der Abstracta, Nomina actionis, Adjectiva u. ä. deutlich hervorzuheben im Stande sind. Aber alle solche Hilfsörter geben im Grunde nur Umschreibungen, welche sich auf die in den einzelnen Sprachen giltigen Stellungsgesetze zurückführen lassen.

Man würde nun schwerlich die Annahme billigen können, dass eine dieser Wortstellungen der vorauszusetzenden Stammutter dieser Sprachen eigen gewesen sei und die einzelnen diese bereits geregelte Wortstellung ohne Noth und auf die Gefahr unübersehbarer Verwirrung hin abgeändert hätten. Das einzig wahrscheinliche ist vielmehr anzunehmen, dass diese Verschiedenheit einer früher allgemein gestatteten grösseren Freiheit ihren Ursprung verdanke. Eine solche würde dann aber, wenn die Sprache überhaupt verständlich bleiben soll, ein ganz anderes an Beziehungsausdrücken reicheres System der Grammatik voraussetzen. Muss uns aber dieses Ergebniss nicht vor weiteren Folgerungen bedenklich machen? Keineswegs, denn eine

eingehendere Analyse des Lautsystems zeigt uns, dass gewaltige Zerrüttungen im Organismus des ganzen Sprachstammes müssen stattgefunden haben, ehe die einzelnen Glieder desselben ihre uns bekannte äussere Gestalt erlangen konnten.

Beginnen wir unsere Musterung mit dem sogenannten Kuān hoá oder Mandarinendialekte, d. h. demjenigen Dialekte des Nordchinesischen, welcher als die Sprache des Beamtenthums und der Diplomatie für uns den Typus des Chinesischen schlechthin abzugeben pflegt. „In ihm ist das Prinzip der Einsilbigkeit so weit getrieben, dass nicht allein jede Silbe wirklich ein vollständiges Wort bildet, sondern ein jedes solches Silbenwort im Wesentlichen dem engeren Begriffe der einfachen Silbe entspricht, indem es nur aus einem anlautenden Konsonanten und einem auslautenden Vokale besteht, von denen jener nur durch die Aspiration, und ausserdem t durch die entsprechende Assibilisation š oder s, dieser, der Vokal, nur nach vorn durch die kurzen Vokale i und u, nach hinten durch die Nasale ñ und n erweitert werden kann. Dabei fehlen auch noch die einfachen Laute b, d, g, r, v, z und ʒ gänzlich, so dass für die anlautende Konsonanz nur k, t, p, tš und ts, nebst ihren Verstärkungen durch die Aspiration, kh, th u. s. f., und ausserdem die Buchstaben f, h, l, m, n, s, š und ž für den ganzen Sprachschatz übrig bleiben, also nur 18 verschiedene konsonantische Wortanfänge. Die Modifikationen der vokalischen Hälfte sind grösser; aber im Ganzen ist der Kreis aller vorhandenen Kombinationen von Konsonanten und Vokalen doch so gering, dass deren nur an 450 für die ganze Sprache mit ihrer unermesslichen Litteratur gezählt werden.“¹³⁾ Diese Zahl wird nun allerdings erheblich vermehrt durch die Tonaccente, eigenthümliche Stimmmodulationen in der Aussprache der Vocale, die wir uns etwa an der so verschiedenen Betonung gewisser einsilbiger Worte wie „ja“ oder „so“ vergegenwärtigen können und deren mit Einschluss des „gleichen“ Tones im Kuān hoá fünf, im südchinesischen Hok kien gar acht gebräuchlich sind. Dass aber dieses Lautsystem im allgemeinen und die eigenthümliche Beschränkung des Auslauts im

besonderen erst ein Product späterer Entwicklung ist, sehen wir einmal aus phonetischen Arbeiten älterer chinesischer Gelehrten, welche uns die Aussprache des sechsten bis achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung darstellen, dann aus den südchinesischen Dialekten, unter denen der Canton-Dialekt in der Provinz Kuang tung einer der bekanntesten und zugleich einer der alterthümlichsten sein dürfte. Jene erweisen durch directe Angaben die ehemalige Existenz eines viel reicher entwickelten Lautsystems, dem u. a. die Mediae g, d, b u. s. w. keineswegs unbekannt waren; in diesen finden wir namentlich zahlreiche Auslaute auf k, t, p und m, durch welche sie sich vom Kuān hoá besonders deutlich unterscheiden, obgleich auch in letzterem das ehemalige Vorhandensein dieser k, t, p an dem mit ihnen verbundenen „eingehenden“ Tone jederzeit zu erkennen ist, während m mit n einfach zusammenfällt. Neuerlich hat besonders der hochverdiente Missionär Edkins auf Grund der phonetischen Elemente, welche sich in grosser Anzahl neben den ursprünglich ideographischen Charakteren der chinesischen Schrift entwickelt haben, unter Heranziehung der Dialekte, der durch die heutige Aussprache gestörten Reime der alten Classiker u. s. w. die lautliche Reconstruction des Altchinesischen kühn aber nicht ohne Erfolg in Angriff genommen.¹⁴⁾

Noch reicher als das Lautsystem der südchinesischen Dialekte gestaltet sich das des Siamesischen. Diese Sprache hat einen ungemein entwickelten Vocalismus, an erlaubten Auslauten ausser den Vocalen nach der gegenwärtigen Aussprache k ñ t n p m, im Anlaut auch Gruppen wie kr kl. Die Schrift, welche auch im übrigen einen älteren Sprachzustand widerspiegelt, zeigt in den einzelnen Lautreihen mehrfache, in der Aussprache jetzt mit den Tenues aspiratae zusammengeworfene Zeichen, deren Verschiedenheit z. Th. mit den Tonaccenten zusammenhängt und die aus palaeographischen und anderen Gründen als ursprüngliche Mediae und Mediae aspiratae zu betrachten sind. Der Tonaccente gibt es im Siamesischen mit Einschluss des gleichen Tones fünf.¹⁵⁾

Das Barmanische zeigt im Auslaut der factischen Aussprache

nach ungefähr dieselben Möglichkeiten wie das Siamesische. Ehemalige grössere Mannigfaltigkeit beweist die auch hier einen älteren Standpunkt festhaltende Schrift, nach deren Zeugniß einst u. a. auch Palatale wie *ʒ* gestattet waren. Aus derselben Quelle erkennen wir die sehr erheblichen Umgestaltungen, denen der Vocalismus und die ganze Fülle anlautender Consonantengruppen mit *y r v h* unterworfen gewesen sind, wie denn beispielsweise das *rhaʒ* geschriebene Zahlwort für acht *ʃit* oder *ʃê* gesprochen wird.¹⁶⁾ Tonaccente ausser dem gleichen Ton kennt das Barmanische nur zwei, die von bestimmten Vocalen und Nasalconsonanten abhängig sind.

So scheint die Folgerung nahe zu liegen, dass zwischen den Tonaccenten und der anderweitigen Lautform der Wörter vielfach nähere Beziehungen vorhanden sind, sowie dass die Zahl derselben und der sonstige Reichthum des Lautsystems zu einander im umgekehrten Verhältnisse stehen. Sie sind mit anderen Worten nichts ursprüngliches, sondern müssen als die letzten Nachklänge stattgehabter Veränderungen eines einst viel mannigfaltigeren Lautsystems angesehen werden.

All dies wird durch das Tibetische auf's glänzendste bestätigt. Diese Sprache zeigt in der durch die Schrift festgehaltenen Aussprache des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung eine grosse Fülle von Consonantenverbindungen, die freilich in der heutigen Aussprache von Central-Tibet (bis vor kurzem der einzigen mit voller Sicherheit bekannten) gewaltig vereinfacht werden, in den Dialekten der äussersten West- und Ostgrenze jedoch grössten Theils noch in voller Geltung sind; Tonaccente finden sich nur in den lautlich verarmten Dialekten. Dialektisch verstummte Elemente der Anlautgruppen erweisen sich aber im Tibetischen in einigen sicheren Fällen als Träger bestimmter Bedeutungsnuancen und müssen demnach als Wortbestandtheile echt grammatischer Natur angesehen werden, so die Praefixe, durch welche beim Verbum Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft unterschieden werden, und die Praefixe und übergeschriebenen Buchstaben der Zahlwörter, welche sich durch Vergleich-

ung der Himâlayasprachen deutlich als Numeralpartikeln oder Zahl-determinativa mit ursprünglich selbständigem Silbenwerth herausstellen.¹⁷⁾ Vergleicht man nun ferner diese Zahlwörter mit denen des Barmanischen, Siamesischen und Chinesischen, so zeigt sich zur Evidenz, dass die letzteren mehrfach aus der Numeralpartikel und dem eigentlichen Zahlworte verschmolzen sind, also ursprüngliche Zweisilbigkeit voraussetzen.¹⁸⁾ Aus diesen Beobachtungen folgt auf der einen Seite die hohe Alterthümlichkeit des Tibetischen und der zunächst verwandten Gebirgsdialekte, ohne welche also eine historische Betrachtung des ganzen Sprachstammes unmöglich ist, auf der andern Seite die bündigste Widerlegung der Ansicht, dass die Einsilbigkeit des Chinesischen als eine ursprüngliche betrachtet werden müsse; der Sprachwissenschaft aber erwächst die Aufgabe, auch auf dem Gebiete des tibeto-chinesischen Sprachstammes die freilich hier besonders schwierige Analyse von Wurzeln und Bildungselementen in Angriff zu nehmen.¹⁹⁾

Aehnlichen Erscheinungen begegnen wir auch bei dem südlichen Sprachstamme. Hier erweist das Annamitische die stricteste Durchführung des isolirenden Princip, es ist gleichzeitig lautlich am meisten reducirt und besitzt eine grössere Anzahl von Tonaccenten. Die beiden anderen Sprachen haben bei geringeren syntaktischen Abweichungen eine bedeutend grössere Freiheit in Lautgruppen, die gleichfalls wieder mit gänzlichem Mangel der Tonaccente Hand in Hand geht. Auch hier dürften wir also zu den gleichen Schlussfolgerungen wie vorher berechtigt sein.²⁰⁾

Es wird nicht zu leugnen sein, dass die hier entwickelten That-sachen und Anschauungen über ihr engeres Gebiet hinaus für die Sprachwissenschaft überhaupt von höchstem Interesse sind. Bisher glaubte man durch die einsilbigen, isolirenden Sprachen an den Anfang menschlicher Sprachentwicklung zurückgeführt zu werden, man pflegte an ihnen und besonders am Chinesischen die vorausgesetzte Wurzelperiode des Indogermanischen zu exemplificiren. Davon wird fortan keine Rede mehr sein dürfen. Auch diese Sprachen haben

eine lange Entwicklung durchgemacht und sind gealtert wie die Sprachen Europas. Ist die Einsilbigkeit eines grossen Theils ihrer, grammatischer Formung entbehrenden Wörter erst ein Resultat lautlicher Processe, so wird das von vielen Sprachforschern noch jetzt behauptete Postulat einsilbiger Wurzeln für alle Sprachen von dieser Seite her stark erschüttert. Stellt sich doch auch auf indogermanischem Gebiete mehr und mehr heraus, dass an Stelle der von den indischen Grammatikern constatirten Wurzeln viel häufiger die zweisilbigen Verbalthemata als das ursprüngliche anzusehen sind. Nicht also die angeblichen Wurzeln des Indogermanischen, sondern die zahlreichen, durch lautlichen Verfall zur Einsilbigkeit reducirten Verba und Nomina des Englischen sind dasjenige, was wir mit den chinesischen und hinterindischen Einsilblern zu vergleichen haben.

Und noch in einem anderen wichtigen Punkte werden diese Sprachen unsere Anschauungen berichtigen können. Wir sehen sie, wie vorher bemerkt wurde, vielfach Wörter von erkennbar materieller Bedeutung zum Ausdrucke dessen verwenden, was wir durch ableitende Suffixe mannigfacher Art zu erreichen wissen. Die bisher geltende Sprachphilosophie findet kaum Worte genug, uns die Rohheit dieses Verfahrens, das grobe Vermischen von Stoff und Form möglichst abschreckend auszumalen. Wir werden im Gegentheil geneigt sein, in lautlich ebenso zerrütteten, also auch unseren modernen, europäischen Sprachen uns die Analoga zu suchen. Und wir finden deren ganz in der Nähe, in unseren Suffixen -thum, -schaft, -heit, -bar, deren materielle Bedeutung wir noch unzweifelhaft nachweisen können. Wo wir Suffixe überhaupt können entstehen sehen, sind sie so entstanden und wir dürfen mit einigem Rechte folgern, dass sie überhaupt so entstanden sein werden. Die fest umgrenzten Kategorien des indogermanischen Nomens, diese so bestimmt ausgeprägten Participia, Nomina agentis und actionis, Abstracta, stoff- und besitzanzeigende Adjectiva u. s. w. aus Zusammensetzung mit nur formal bestimmenden Demonstrativelementen herzuleiten, ist eine verwegene Kühnheit, welche zudem noch niemand wirklich begreiflich

zu machen versucht hat. Auf Grund jener klar erkennbaren That-
sachen werden wir uns vielmehr dahin auszusprechen haben, dass
auch das formale Element der am höchsten stehenden indogermani-
schen Sprachen das materielle zur Grundlage hat und erst durch
Verdunkelung ihres Ursprunges die Form wirklich zur Form ge-
worden ist.

Die uns so fremdartige, scheinbar zwischen Stoff und Form
ringende Gestalt der einsilbigen Sprachen Ostasiens bedingt keines-
wegs eine geistige Inferiorität der sich ihrer bedienenden Völker, wie
man so oft behauptet hat. Gerade das logische Element tritt hier
mit grössester Schärfe in den Vordergrund und hat offenbar bei
Tibetern und Chinesen dem Emporwachsen philosophischer Systeme
bedeutenden Vorschub geleistet, welche ohne weiteres für werthlos
zu erklären mehr als voreilig wäre, da wir kaum die ersten Umrisse
derselben zu erkennen beginnen. Nimmt die weitere Entwicklung
Ostasiens den Verlauf, den man ihr in Aussicht zu stellen zunächst
berechtigt ist, so werden auch jene hochbegabten Völker in den Wett-
kampf der Culturnationen als gleichberechtigte eintreten und den
allgemeinen Fortschritt der Menschheit an ihrem Theile fördern
helfen.

Anmerkungen.

- 1) Adolf Bastian. Die Völker des östlichen Asien I, p. 1.
- 2) Adolf Bastian l. c. I, p. 96. 220. J. M. Haswell. Grammatical Notes and Vocabulary of the Peguan Language p. V. C. J. F. S. Forbes. Comparative Grammar of the Languages of Further India p. 34 f. 143 ff.
- 3) Schott. Ueber die sogenannten indo-chinesischen sprachen, insonderheit das Siamische (Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1856. Philosophisch-historische Klasse) p. 179.
- 4) Adolf Bastian l. c. I, p. 178 ff. 299 ff. 309 ff. 520. J. Harmand in den Annales de l'Extrême Orient I, p. 378. Forbes l. c. p. 82. J. Bapt. Pallegoix. Grammatica Linguae Thai p. 1. 159.
- 5) C. E. Bouillevaux in den Annales de l'Extrême Orient II, 323. A. Bastian l. c. IV, 243 ff. A. Morice in der Revue de Linguistique VII, 347 ff. Nach neueren Reisenden sollen im inneren Kambodscha noch mehr Dialekte malaiischen Ursprungs gesprochen werden, worüber ich nur auf Harmand's Mittheilungen bei E. T. Hamy in den Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris II Sér., XII (1877), p. 524 ff. und A. H. Keane im Journal of the Anthropological Institute IX, p. 271 (resp. Annales de l'Extrême Orient V, p. 264) verweisen will.
- 6) Es mag hier der Hinweis auf die von J. Edkins. The Miau Tsī Tribes. Foochow 1870 und von Desgodins in den Annales de l'Extrême Orient III, 42 ff. zusammengestellten Vocabularen genügen.
- 7) Heinrich Kiepert. Lehrbuch der alten Geographie p. 46. Alfred von Gutschmid in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft XXXIV, p. 201. Carl Friedrich Koeppen. Die Religion des Buddha II, p. 46 ff.
- 8) Georg von der Gabelentz. Chinesische Grammatik p. 3. Schi-king. Uebersetzt und erklärt von Victor von Strauss p. 27.

9) Die bibliographische Uebersicht aller für das Studium der transgangesischen Sprachen in Betracht kommenden Grammatiken, Wörterbücher, Vocabularen u. s. w., welche ursprünglich dem Abdruck dieser Rede beigegeben werden sollte, wird der Verfasser an einem anderen Orte veröffentlichen. Ausser Jülg's bekannter Bearbeitung von J. S. Vater's Litteratur der Grammatiken, Lexika u. s. w. können zur vorläufigen Orientirung dienen: Robert N. Cust. A Sketch of the Modern Languages of the East Indies. London 1878 und Trübner's Catalogue of Dictionaries and Grammars of the Principal Languages and Dialects of the World. Second Edition. London 1882.

10) Französische Gelehrte wie Aymonier u. a. wollen die Sprache von Kambodscha aus diesem Zusammenhange lösen und sind geneigt, sie dem malaischen Stamme zuzuweisen. Ich habe mich von der Richtigkeit dieser Ansicht, die neuerlich auch von A. H. Keane im Journal of the Anthropological Institute IX, 254 ff. (übersetzt in den Annales de l'Extrême Orient V, p. 238 ff. 264 ff.) vertreten worden ist, nicht überzeugen können und halte mit C. J. F. S. Forbes. Comparative Grammar of the Languages of Further India an der Zusammengehörigkeit der drei Sprachen fest (vgl. auch meine Bemerkung im Wissenschaftlichen Jahresbericht über die Morgenländischen Studien im Jahre 1878, p. 113).

11) Ich habe darauf bereits in Jahrgang 1875 der Jenaer Literaturzeitung p. 424 aufmerksam gemacht.

12) J. N. Cushing. Elementary Handbook of the Shan Language. Rangoon 1880, p. 2 ff.

13) R. Lepsius in der sogleich zu erwähnenden Abhandlung p. 456.

14) Ueber das Lautsystem des Chinesischen sind namentlich zu vergleichen der erste Theil der Abhandlung von Richard Lepsius. Ueber Chinesische und Tibetische Lautverhältnisse und über die Umschrift jener Sprachen. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1860. Berlin 1861; J. Edkins. Introduction to the Study of the Chinese Characters. London 1876; ferner die beiden Abhandlungen von J. Edkins. The State of the Chinese Language at the Time of the Invention of Writing und Léon de Rosny. Sur la reconstitution de la langue chinoise archaïque in den Transactions of the Second Session of the International Congress of Orientalists p. 98 ff. und 120 ff.; endlich das erste und dritte Hauptstück in Georg von der Gabelentz's Chinesischer Grammatik.

15) Bastian. Ueber die siamesischen Laut- und Tonaccente in den Monatsberichten der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1867, p. 357 ff. L. Ewald. Grammatik der Tai- oder siamesischen Sprache. Leipzig 1881, § 14 ff.

16) Ueber die Differenz zwischen Schrift und Aussprache vergleiche man die treffenden Bemerkungen von H. L. St. Barbe im Journal of the Royal Asiatic Society. N. S. X, 228 ff.

17) Nachdem Schiefner in seinen Tibetischen Studien (aus T. VIII des Bulletin de la classe historico-philologique de l'Académie Impériale de St.-Petersbourg abgedruckt in den Mélanges asiatiques I, 324 ff.) zuerst die „stummen“ Buchstaben des Tibetischen eingehender erörtert, hat Lepsius im zweiten Theile seiner in Anm. 14 genannten Abhandlung auf den ursprünglichen lautlichen und grammatischen Werth derselben energisch hingewiesen — mit wie grossem Rechte, das zeigt in lautlicher Beziehung das von H. A. Jäschke beschaffte Material über die Aussprache der Dialekte, welches man jetzt in der Einleitung zu seinem Tibetan-English Dictionary. London 1881 übersichtlich zusammengestellt findet.

18) Belehrend für den ganzen Sprachstamm ist schon eine Zusammenstellung der Zahlwörter von 1—10 und 100 im Tibetischen, Lepcha (nach G. B. Mainwaring. A Grammar of the Róng (Lepcha) Language. Calcutta 1876), Lushai (nach Thomas Herbert Lewin. Progressive Colloquial Exercises in the Lushai Dialect of the Dzo or Kúki Language. Calcutta 1874), Barmanischen, Siamesischen und Chinesischen:

	Tibetisch ge- schrieben	Aus- sprache von Cen- tral-Tibet	Lepcha	Lushai	Barmanisch geschrieben	Barmanisch gesprochen	Sia- mesisch	Chine- sisch
1.	gčig	čig	kât	pa-kat	taʒ	tit—ta	hnyñ	yit
2.	gñis	ñi	ñat	pa-hnit	nhaʒ	naít—nha	sôn	rĕ
3.	gsum	sum	sâm	pa-tûm	sū	ʒū	sâm	sām
4.	bži	ži	fa-li	pa-li	lé	lê	si	ssĕ
5.	lha	ña	fa-ño	pa-ñâ	ñâ	ñâ	hâ	nù
6.	drug	ɖug	ta-rak	pa-rûk	khyôk	khyauk	hok	luk
7.	bdun	dun	ka-kyak	pa-sari	khvânhaʒ	khvõnhit	čet	ts'it
8.	brgyad	gyad	ka-ku	pa-riek	rhaʒ	šit—šê	pêt	pat
9.	dgu	gu	ka-kyôt	pa-koa	kui	kô	kau	kieu
10.	bču	ču	ka-ti		ʒhay	ʒhay	sip	šip
100.	brgya	gya	gyô	jû	ta-râ	ta-yâ	rôi	pek

19) Auch Lepsius in der oben erwähnten Abhandlung p. 496 kommt wie vor ihm Friedrich Müller in Benfey's Orient und Occident III, p. 428 zu dem Ergebniss, dass die Einsilbigkeit des Chinesischen ein Resultat seiner sprachgeschichtlichen Entwicklung sei und Anton Boller's auch jetzt noch lehrreiche

Arbeit Die Präfixe mit vocalischem und gutturalem Anlaute in den einsilbigen Sprachen in den Sitzungsber. der phil.-hist. Classe der Wiener Akad. LXI, p. 445 ff. beruht auf den gleichen Voraussetzungen. Neuerlich ist die ganze Frage mit Rücksicht auf die verwandten Sprachen behandelt worden von G. von der Gabelentz im dritten Hauptstücke seiner Chinesischen Grammatik und von Wilhelm Grube in der kleinen Schrift Die sprachgeschichtliche Stellung des Chinesischen. Leipzig 1881; beide lagen noch nicht vor, als diese Rede gehalten wurde, haben jedoch zu principiellen Aenderungen auch später keine Veranlassung gegeben.

20) Dabei mag der von Francis Mason im Journal of the American Oriental Society IV, 277 ff. behauptete Zusammenhang des Mon mit den Kol-Sprachen von Vorderindien, gegen den sich auch C. J. F. S. Forbes im Journal of the Royal Asiatic Society. N. S. X, 234 ff. und in seiner Comparative Grammar p. 30 ff. ablehnend verhält, ganz ausser Frage bleiben.

